



Leseprobe

Nora Roberts

Schatten über den Weiden

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 12. Dezember 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Nora Roberts
Schatten über den Weiden

Nora Roberts

Schatten über den Weiden

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Nina Heyer

DIANA

Für Phyllis Grann und Leslie Gelbman

1

Als Kelsey den Brief aus ihrem Briefkasten nahm, konnte sie nicht ahnen, dass er von einer Toten stammte. Das cremefarbene Briefpapier, die ordentlich von Hand geschriebene Adresse und der Poststempel des Staates Virginia erschienen ihr so alltäglich, dass sie den Brief einfach mitsamt der restlichen Post auf den alten Teetisch unter ihrem Wohnzimmerfenster legte, während sie aus ihren Schuhen schlüpfte.

Dann ging sie in die Küche und schenkte sich ein Glas Wein ein. Das wollte sie in aller Ruhe genießen, ehe sie ihre Post öffnete. Nicht dass sie den Drink gebraucht hätte, um sich für das Lesen der Post in dem schmalen Umschlag, die Reklamesendungen, die Rechnungen oder die bunte Postkarte, die ihr eine Freundin von einer Urlaubsreise in die Karibik geschickt hatte, zu wappnen.

Das kleine Päckchen, das den Absender ihres Rechtsanwaltes trug, hatte sie aus dem Gleichgewicht gebracht. Es konnte nur ihre Scheidungsunterlagen enthalten; die offizielle Urkunde, die Kelsey Monroe wieder in Kelsey Byden, eine verheiratete Frau, in eine alleinstehende, geschiedene Frau verwandelte.

Sie wusste, dass es töricht war, so zu denken. Schließlich war sie die letzten zwei Jahre mit Wade nur auf dem Papier verheiratet gewesen, fast ebenso lange, wie ihre Ehe gedauert hatte.

Doch das Dokument besiegelte das Scheitern ihrer Verbindung mit einer lähmenden Endgültigkeit; viel mehr, als dies die tränenreichen Auseinandersetzungen, die Trennung, die Anwaltsgebühren und die juristischen Formalitäten vermocht hatten.

Bis dass der Tod uns scheidet, dachte sie erbittert und nippte an ihrem Wein. Was für ein Unsinn! Wenn dem so wäre, hätte sie im Alter von sechsundzwanzig Jahren dahinscheiden müssen. Stattdessen war sie ausgesprochen lebendig und munter, bei guter Gesundheit und für den Markt der Singles wieder verfügbar.

Allein der Gedanke ließ sie schaudern.

Vermutlich war Wade ausgegangen und feierte zusammen mit seiner hübschen, stets nach der neuesten Mode gekleideten Kollegin Lari aus der Werbeagentur das Ende seiner Ehe. Mit derselben Kollegin, mit der er eine Affäre gehabt hatte; eine Affäre, die, wie er seiner überraschten und vor Wut kochenden Frau erklärte, nichts mit ihr oder ihrer Ehe zu tun hatte.

Seltsamerweise hatte Kelsey die Dinge anders gesehen. Zwar dachte sie weder selbst das Zeitliche zu segnen noch Wade ins Jenseits zu befördern, um eine Trennung zu ermöglichen, doch hatte sie ihr Ehegelübde sehr ernst genommen. Und Treue stand dabei an erster Stelle.

Nein, nach Kelseys Meinung hatte die lebhafteste, zierliche Lari mit dem aerobicgestylten Körper und dem süßen Lächeln sogar ziemlich viel mit ihr zu tun.

Eine zweite Chance hatte es für Wade nicht gegeben. Sein Ausrutscher, wie er es zu formulieren beliebte, sollte sich nicht wiederholen. Kelsey war auf der Stelle aus dem schönen Stadthaus in Georgetown ausgezogen und hatte alles, was sie im Laufe ihrer Ehe zusammen angeschafft hatten, zurückgelassen.

Zwar empfand sie es als demütigend, in das Haus ihres Vaters und ihrer Stiefmutter zurückkehren zu müssen, doch auch ihrem Stolz waren Grenzen gesetzt. Genau wie ihrer Liebe. Und diese Liebe war in dem Moment erloschen, in dem sie Wade und Lari in einer Hotelsuite in Atlanta überrascht hatte.

Eine nette Überraschung, dachte Kelsey höhnisch. Nun, alle drei Beteiligten waren unangenehm berührt gewesen, als

sie mit einer Reisetasche und der lächerlich romantischen Vorstellung, das Wochenende mit Wade zu verbringen und ihm so seine Geschäftsreise zu versüßen, in die Suite hereingeschnitten war.

Vielleicht war sie ja wirklich streng, unnachgiebig und hartherzig – alles Eigenschaften, deren Wade sie beschuldigt hatte, als sie sich weigerte, die Scheidungsklage zurückzuziehen. Aber dennoch war sie im Recht gewesen, wie Kelsey sich selbst bestärkte.

Sie leerte ihr Glas und ging in das makellos aufgeräumte Wohnzimmer zurück. Nicht ein einziger Stuhl, nicht eine einzige Kerze in dem sonnendurchfluteten Raum stammte aus dem Haus in Georgetown. Eine klare, saubere Trennung. Das hatte sie gewollt, und das hatte sie auch bekommen. Die kühlen Farben hatte sie gewählt, und die Kunstdrucke, von denen sie nun umgeben war, gehörten ausschließlich ihr allein.

Um Zeit zu gewinnen, schaltete sie die Stereoanlage ein und legte eine CD auf. Beethovens Pathetique erfüllte den Raum. Ihr Vater hatte ihre Liebe zur klassischen Musik geweckt; eine ihrer zahlreichen gemeinsamen Interessen. Gemeinsam war ihnen beiden vor allem ein unstillbarer Wissensdurst, und Kelsey wusste, dass sie auf dem besten Wege gewesen war, zur ewigen Studentin zu werden, bis sie ihre erste feste Stelle bei Monroe Associates angetreten hatte.

Sogar während dieser Zeit konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, eine Vielzahl von Kursen, angefangen bei Anthropologie bis hin zur Zoologie, zu belegen. Wade hatte sie ausgelacht, offenbar fasziniert und belustigt zugleich über ihre ruhelose Sprunghaftigkeit, die sie von Kurs zu Kurs, von Job zu Job trieb.

Nach der Hochzeit hatte sie bei Monroe gekündigt. Ihr Treuhandvermögen und Wades Einkommen machten einen festen Job überflüssig. Lieber widmete sie sich voll und ganz dem Umbau und der Renovierung ihres neu erworbenen

Hauses. Sie hatte Farbe abgekratzt, Fußböden poliert, in staubigen Antiquitätenläden herumgestöbert, um das passende Möbelstück für eine bestimmte Stelle zu finden – und jede Stunde genossen. Den kleinen Hof in einen typischen englischen Garten zu verwandeln bereitete ihr das reinste Vergnügen. Binnen eines Jahres hatte sie das Haus in ein Schmuckstück verwandelt: Zeugnis ihres Geschmacks, ihrer Anstrengungen und ihrer Geduld.

Nun war es nichts weiter als ein Vermögenswert, der zwischen ihr und Wade aufgeteilt werden musste.

Kelsey ging zurück an die Universität, jenen akademischen Hafen, wo es ihr möglich war, den Alltag für einige Stunden zu vergessen. Nun arbeitete sie dank ihrer kunstgeschichtlichen Kenntnisse halbtags in der National Gallery.

Dabei hatte sie es nicht nötig, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Der Treuhandfonds ihres Großvaters väterlicherseits ermöglichte ihr ein sorgenfreies Leben, sodass es ihr freistand, ihren ständig wechselnden Interessen nachzugehen.

Jetzt war sie also eine unabhängige Frau. Jung, dachte Kelsey, und, mit einem Blick auf den Stapel Post, alleinstehend, mit vielfältigen Kenntnissen, aber ohne fundierte Ausbildung. Wofür sie ihrer Meinung nach die besten Voraussetzungen mitbrachte, nämlich für eine gute Ehe, hatte sich als völliger Fehlschlag erwiesen.

Kelsey atmete vernehmlich aus, ging langsam zu dem Tischchen und tippte mit den Fingerspitzen auf das amtlich aussehende Päckchen. Sie hatte lange, schlanke Finger; Finger, die Klavier spielen und zeichnen konnten. Finger, die gelernt hatten, eine Schreibmaschine zu bedienen, köstliche Mahlzeiten zuzubereiten und einen Computer zu programmieren, und an einem dieser Finger hatte einst ein Ehering gefunktelt.

Kelsey übergang den dicken Umschlag und ignorierte die kleine Stimme in ihrem Kopf, die ihr das Wort *Feigling* zuschelte. Stattdessen griff sie nach einem Brief, dessen Umschlag eine ihrer eigenen verblüffend ähnliche Handschrift

trug, kühn geschwungen und gut leserlich. Ohne übergroße Neugier riss sie ihn auf.

Liebe Kelsey, du bist bestimmt überrascht, von mir zu hören.

Als sie weiterlas, verwandelte sich ihr flüchtiges Interesse in Schrecken, der Schrecken in Ungläubigkeit und die Ungläubigkeit in eine Empfindung, die Angst am nächsten kam.

Sie hielt die Einladung von einer Toten in der Hand. Und diese Tote war ihre Mutter.

So lange Kelsey zurückdenken konnte, hatte sie sich in Krisenzeiten stets an ihren Vater gewandt. Die Liebe und das Vertrauen, das sie ihm entgegenbrachte, waren das einzig Beständige an ihrer sonst so unbeständigen Natur. Er war immer für sie da, weniger als ein rettender Hafen im Sturm, sondern eher als jemand, bei dem sie Halt fand, bis der Sturm abebbte.

Ihre frühesten Kindheitserinnerungen galten ihm, seinem angenehmen, ernsten Gesicht, seinen sanften Händen, seiner ruhigen, geduldigen Stimme. Er hatte Schleifen in ihr langes, glattes Haar geflochten oder die hellblonden Strähnen ausgekämmt, während Musik von Bach oder Mozart aus der Stereoanlage klang. Er war es gewesen, der Pflaster auf ihre aufgeschürften Knie klebte, der ihr Lesen und Fahrradfahren beibrachte, der ihre Tränen trocknete.

Kelsey betete ihren Vater an und war ungeheuer stolz auf ihn, als er zum Dekan der Englischen Fakultät der Georgetown University ernannt wurde.

Als er wieder heiratete, verspürte sie keinerlei Eifersucht. Damals war sie achtzehn und froh, dass er jemanden gefunden hatte, den er liebte und mit dem er sein Leben teilen wollte. So räumte sie Candace einen Platz in ihrem Heim und ihrem Herzen ein, heimlich stolz auf ihre Reife und ihr Verständnis. Wer hätte schon so ohne Weiteres eine Stiefmutter und einen Stiefbruder im Teenageralter akzeptiert? Wahrscheinlich hatte sie tief in ihrem Inneren immer gewusst, dass nichts und niemand das Band zwischen ihr und ihrem Vater zerreißen konnte.

Nichts und niemand, dachte sie nun, außer ihrer Mutter, die sie für tot gehalten hatte.

Sie kämpfte sich durch den dichten Berufsverkehr zu dem palastähnlichen Landsitz in Potomac, Maryland. In ihr stritt der Schock über den Betrug ihres Vaters mit einer kalten, nagenden Wut. Sie war ohne Mantel aus ihrem Apartment gestürzt und hatte nicht einmal die Heizung in ihrem Spitfire aufgedreht, doch sie spürte die Kälte des Februarabends kaum. Die innere Erregung hatte ihr Farbe ins Gesicht getrieben und ihre porzellanbleichen Wangen rosig überhaucht.

Kelsey trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad, während sie an einer Ampel wartete und ihre ganze Willenskraft darauf konzentrierte, das rote Licht zum Umspringen zu bewegen. Ihre von Natur aus vollen Lippen waren schmal und weiß vor Zorn.

Es brachte nichts, sich mit quälenden Gedanken zu zermürben. Besser, sie dachte gar nicht daran, dass ihre totgeglaubte Mutter am Leben war und nur eine knappe Stunde von ihr entfernt in Virginia lebte. Wenn sie jetzt darüber nachgrübelte, müsste sie wahrscheinlich laut schreien.

Aber als sie die von majestätischen Bäumen gesäumte Straße, in der sie ihre Kindheit verbracht hatte, entlangfuhr und in die Einfahrt des dreistöckigen, im Kolonialstil erbauten Hauses, in dem sie aufgewachsen war, einbog, zitterten ihre Hände.

Das Haus strahlte die Ruhe und den Frieden einer Kirche aus, die Fenster blinkten, die Fassade leuchtete in makellosem Weiß. Kleine, gekräuselte Rauchwolken, die von einem abendlichen Kaminfeuer zeugten, stiegen aus dem Schornstein empor, und die ersten Krokusse kamen zaghaft neben der alten Ulme in vorderen Hof aus dem Boden hervor.

Ein perfektes Haus, inmitten einer perfekten Nachbarschaft, hatte sie stets gedacht. Eine Oase des guten Geschmacks, geschützt und unantastbar, nur wenige Autominuten von Washington, D. C., mit seinem reichhaltigen Angebot an Kultur

und Zerstreungsmöglichkeiten, entfernt. Und mit dem sorgfältig gepflegten Image respektablen Wohlstands.

Kelsey sprang aus dem Wagen, lief zur Vordertür und stieß sie auf. In diesem Haus brauchte sie nicht vorher zu läuten. Als sie durch die in Weiß gehaltene Halle stürmte, kam Candace aus einem Zimmer.

Wie üblich war sie untadelig gekleidet. In ihrem konservativen blauen Wollkleid bot sie das perfekte Bild einer Akademikergattin. Das hellbraune Haar trug sie aus der Stirn gekämmt, und in den Ohrläppchen schimmerten schlichte Perlenohrringe.

»Kelsey, war für eine nette Überraschung! Ich hoffe, du bleibst zum Essen. Wir erwarten Gäste, einige Kollegen von der Universität, und ich kann immer Hilfe ...«

»Wo ist er?«, unterbrach Kelsey sie schroff.

Verblüfft über den barschen Tonfall zuckte Candace zusammen. Kelsey hatte offenbar wieder eine ihrer Launen. In einer Stunde würde sie das Haus voller Gäste haben, und das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte, war einer der berüchtigten Wutausbrüche ihrer Stieftochter. Unwillkürlich wich sie ein Stück zurück.

»Stimmt etwas nicht?«

»Wo ist Dad?«

»Du bist ja ganz außer dir. Wieder Probleme mit Wade?« Candace winkte ab. »Eine Scheidung ist zwar unerfreulich, Kelsey, aber noch lange kein Weltuntergang. Komm setz dich erst mal.«

»Ich will mich nicht setzen, Candace. Ich will mit meinem Vater reden.« Ihre Hände verkrampften sich. »Also sagst du mir jetzt, wo er ist, oder muss ich ihn suchen?«

»Hi, Schwesterchen!« Channing schlenderte die Treppe herunter. Sein Äußeres war ebenso wie das seiner Mutter, doch seine Abenteuerlust hatte er nach Meinung seiner Mutter nicht von ihr. Obwohl er bereits vierzehn war, als Candace Philip Byden heiratete, hatten seine Gutmütigkeit und sein

Sinn für Humor die Situation sehr erleichtert. »Was ist los?«, fragte er.

Kelsey zwang sich, tief durchzuatmen, um nicht loszubrüllen. »Wo ist Dad, Channing?«

»Der Prof. hat sich mit dem Vortrag, an dem er gerade feilt, in seinem Arbeitszimmer vergraben.«

Channing hob die Augenbrauen. Auch ihm entgingen die Anzeichen aufkeimender Wut nicht – die blitzenden Augen, die glühenden Wangen seiner Stiefschwester. Manchmal versuchte er in solchen Fällen die Wogen zu glätten.

»Hey, Kel, du willst doch wohl nicht den ganzen Abend bei diesen Bücherwürmern rumhängen, oder? Wie wär's, wenn wir einen Zug durch ein paar Kneipen machen würden?«

Kelsey schüttelte nur den Kopf und marschierte durch die Halle auf das Arbeitszimmer ihres Vaters zu.

»Kelsey!«, rief Candace scharf und verärgert. »Musst du deine schlechte Laune so deutlich zeigen?«

O ja, dachte Kelsey, als sie die Tür zum Heiligtum ihres Vaters aufriss. *Und ob!*

Ohne einen Ton zu sagen, schlug sie die Tür hinter sich zu. In ihrem Inneren brodelte es, böse, bittere Worte der Anklage würgten ihre Kehle. Philip saß an seinem geliebten Eichenholzschreibtisch, hinter aufgestapelten Büchern und Akten nahezu verborgen, und hielt einen Stift in seiner knöchigen Hand. Von jeher vertrat er die Ansicht, dass man nur dann etwas Sinnvolles produzieren konnte, wenn man den Bezug zum Handschriftlichen nicht verlor, und er weigerte sich daher beharrlich, einen Computer zu benutzen.

Seine Augen hinter der silbergerahmten Brille zeigten jenen eulenhaften Ausdruck, den sie immer annahm, wenn er der Welt vollkommen entrückt war. Das Licht der Schreibtischlampe glänzte auf seinem kurz geschnittenen silbergrauen Haar.

»Da ist ja mein Mädchen. Du kommst rechtzeitig, um den Entwurf meiner Abhandlung über Yeats Korrektur zu lesen. Ich fürchte, er ist ein wenig weitschweifig ausgefallen.«

Wie normal, wie alltäglich er wirkt, dachte Kelsey. Als ob nichts wäre, so saß er da, umgeben von seinen Werken der Dichtkunst, in seinem Tweedjacket und der ordentlich gebundenen Krawatte.

Ihre Welt dagegen, deren Mittelpunkt er bildete, war in tausend Stücke zersprungen.

»Sie ist am Leben«, sprudelte es aus Kelsey hervor. »Sie ist am Leben, und du hast mich die ganze Zeit belogen.«

Er wurde sehr blass und wandte den Blick von ihr ab. Doch für einen Augenblick, Bruchteile von Sekunden nur, hatte Kelsey Furcht und Entsetzen in seinen Augen gesehen.

»Wovon redest du eigentlich, Kelsey?«, sagte er, aber er wusste es bereits, wusste es nur zu gut, und er musste all seine Selbstbeherrschung aufbieten, um den bitteren Tonfall aus seiner Stimme zu verbannen.

»Lüg mich jetzt nicht an!«, schrie sie und stürzte auf seinen Schreibtisch zu. »Lüg mich nicht an! Meine Mutter lebt, und du wusstest es! Du wusstest es die ganze Zeit, während du mir weisgemacht hast, sie sei tot.«

Panik durchfuhr Philip. »Wer hat dich denn auf die Idee gebracht?«

»Sie selbst«. Kelsey griff in die Tasche und zog den Brief heraus. »Meine Mutter. Wirst du mir jetzt die Wahrheit sagen?«

»Darf ich mal sehen?«

Kelsey starrte ihn an mit einem Blick, der bis in sein Innerstes zu dringen schien. »Ist meine Mutter tot?«

»Nein. Darf ich den Brief mal sehen?«

»Mehr hast du dazu nicht zu sagen?« Die Tränen, die sie mühsam zurückgehalten hatte, drohten ihr jetzt in die Augen zu steigen. »Nichts weiter als nein? Nach all den Jahren, all den Lügen?«

Nur eine einzige Lüge, dachte er, und bei Weitem nicht genug Jahre. »Ich werde mein Möglichstes tun, um dir alles zu erklären, Kelsey. Aber lass mich zuerst den Brief lesen.«

Wortlos reichte sie ihrem Vater den Brief, und da sie es

nicht ertragen konnte, ihn zu beobachten, drehte sie sich um und sah durch das schmale Fenster, wie die hereinbrechende Nacht die Dämmerung vertrieb.

Philips Hand zitterte so stark, dass er den Brief auf den Schreibtisch legen musste. Die Handschrift war unverkennbar. Furchteinflößend. Sorgfältig, Wort für Wort las er das Schreiben.

Liebe Kelsey,

Du bist bestimmt überrascht, von mir zu hören. Aber es schien mir unklug, oder zumindest unfair, schon früher Kontakt mit Dir aufzunehmen. Obwohl ein Anruf persönlicher gewesen wäre, wollte ich Dir Zeit geben. Ein Brief gibt Dir mehr Zeit, Dir über Deine Absichten klar zu werden.

Als du noch sehr klein warst, hat man Dir erzählt, ich sei gestorben. In gewisser Hinsicht traf das zu, und ich erklärte mich einverstanden, um Dich zu schonen. Doch nun sind zwanzig Jahre vergangen, und Du bist kein Kind mehr. Ich denke, Du hast ein Recht zu erfahren, dass Deine Mutter am Leben ist. Vielleicht wird Dir diese Neuigkeit nicht gefallen. Wie dem auch sein, ich habe mich entschlossen, Kontakt mit Dir aufzunehmen, und ich bereue diese Entscheidung nicht.

Wenn Du mich sehen willst oder einfach nur Fragen hast, die der Klärung bedürfen, dann bist Du herzlich willkommen. Ich lebe auf der Three-Willows-Farm, etwas außerhalb von Bluemont, Virginia. Diese Einladung gilt unbegrenzt, und wenn Du Dich entschließen solltest, ihr zu folgen, würde ich mich freuen, Dich bei mir zu haben, so lange Du willst. Wenn ich nichts von Dir höre, entnehme ich daraus, dass Du keinen Kontakt mit mir wünschst. Ich hoffe aber, dass die Neugier, die Dich schon als Kind angetrieben hat, dazu bringt, mit mir zu sprechen.

Deine

Naomi Chadwick

Naomi. Philip schloss die Augen. Großer Gott, Naomi.

Beinahe dreiundzwanzig Jahre war es her, seit er sie das letzte Mal gesehen hatte, doch er konnte sich mit schmerzhafter Deutlichkeit an sie erinnern. An das Parfüm, das sie benutzt hatte und das ihn immer an dunkles Moos und Gräser denken ließ, an ihr helles, ansteckendes Lachen, das seine Wirkung auf andere Menschen nie verfehlte, an ihr silbrig-blondes Haar, das ihr wie ein Wasserfall den Rücken hinunterfloss, an die dunklen Augen und den schlanken Körper.

Die Erinnerung war so lebhaft, dass Philip meinte, sie leibhaftig vor sich zu sehen, als er die Augen wieder öffnete. Sein Magen zog sich zusammen, teils vor Furcht, teils vor lang unterdrücktem Verlangen.

Aber es war Kelsey, die hoch aufgerichtet vor ihm stand und ihm den Rücken zukehrte.

Wie war es nur möglich, dass er Naomi vergessen hatte, fragte er sich, wo er doch nur ihre Tochter ansehen musste, um ihr Ebenbild vor sich zu haben.

Philip erhob sich und schenkte sich aus einer Kristallkaraffe einen Whisky ein, der eigentlich nur für Besucher gedacht war. Er selbst rührte kaum etwas Stärkeres an als ein kleines Glas Brombeerwein. Doch jetzt brauchte er einen Whisky, um seine zitternden Hände zu beruhigen.

»Was hast du nun vor?«, wollte er von seiner Tochter wissen.

»Ich habe mich noch nicht entschieden.« Sie wandte ihm weiterhin den Rücken zu. »Das hängt zum großen Teil davon ab, was du mir erzählst.«

Philip wünschte, er könnte zu ihr gehen und sie in den Arm nehmen. Aber im Moment würde sie diese Geste nicht zulassen. Er wünschte, er könnte in seinen Stuhl sinken und das Gesicht in den Händen vergraben, doch das wäre nutzlos und zudem ein Zeichen von Schwäche.

Am meisten jedoch wünschte er, er könnte die Zeit um dreiundzwanzig Jahre zurückdrehen und etwas, irgendetwas

tun, um den unaufhaltsamen Lauf des Schicksals, das jetzt sein Leben zerstörte, abzuwenden.

Doch auch das war unmöglich.

»Es ist nicht einfach, Kelsey.«

»Lügendewebe sind meistens kompliziert.«

Kelsey drehte sich um, und Philips Finger schlossen sich unwillkürlich fester um das Kristallglas. Sie sah Naomi so ähnlich mit ihrem nachlässig gebundenem hellen Haar, den dunklen Augen, der vor Erregung geröteten Haut ihres zarten Gesichts. Manche Frauen sahen dann am besten aus, wenn sie ihr Temperament kaum noch zügeln konnten.

Naomi hatte zu diesen Frauen gehört. Genau wie ihre Tochter.

»In all den Jahren hast du mich angelogen, nicht wahr, Vater?«, fuhr Kelsey fort. »Du hast gelogen, Großmutter hat gelogen, sie hat gelogen.« Sie deutete auf den Brief auf dem Schreibtisch. »Und wenn dieser Brief nicht gekommen wäre, dann hättest du mich auch weiterhin angelogen.«

»Das ist richtig. So lange ich es für das Beste für dich gehalten hätte.«

»Das Beste für mich? Wie könnte es das Beste für mich sein, meine Mutter für tot zu halten? Wie kann überhaupt eine Lüge das Beste für jemanden sein?«

»Du warst dir schon immer so sicher, was richtig und was falsch ist, Kelsey. Eine bemerkenswerte Eigenschaft.« Er hielt inne und trank einen Schluck. »Und eine sehr erschreckende. Schon als Kind hattest du fest umrissene Moralvorstellungen. Für gewöhnliche Sterbliche ist es schwierig, da mitzuhalten.«

In Kelseys Augen loderte es. Das ähnelte stark dem, was ihr auch Wade immer vorgeworfen hatte. »Also ist es meine Schuld?«

»Nein, nein.« Er schloss die Augen und rieb sich geistesabwesend die Stirn. »Nichts davon ist deine Schuld, aber du warst der Anlass für alles.«

»Philip!« Nach kurzem Klopfen öffnete Candace die Tür zum Arbeitszimmer. »Die Dorsets sind da.«

Er zwang sich zu einem gequälten Lächeln: »Kümmere du dich um sie, Liebes. Ich habe noch etwas mit Kelsey zu besprechen.«

Candace warf ihrer Stieftochter einen Blick zu, in dem sowohl Missbilligung als auch Resignation lag. »Na gut, aber bitte nicht so lange. Um sieben Uhr ist das Essen fertig. Kelsey, soll ich noch ein Gedeck auflegen?«

»Nein, danke, Candace. Ich bleibe nicht.«

»Gut, aber halte bitte deinen Vater nicht so lange auf.«
Sachte zog sie die Tür hinter sich zu.

Kelsey holte tief Atem und straffte sich. »Weiß sie Bescheid?«

»Ja. Ich musste es ihr sagen, ehe wir heirateten.«

»Du musstest es ihr sagen«, wiederholte Kelsey, »mir aber nicht.«

»Die Entscheidung ist mir nicht leichtgefallen. Keinem von uns ist sie leichtgefallen. Aber sowohl Naomi als auch deine Großmutter und ich wollten das Beste für dich. Du warst erst drei Jahre alt, Kelsey. Fast noch ein Baby.«

»Ich bin schon seit einiger Zeit erwachsen, Dad. Ich war inzwischen verheiratet und bin geschieden.«

»Du ahnst ja gar nicht, wie schnell die Zeit vergeht.« Philip setzte sich wieder und drehte das Glas in seiner Hand. Er hatte gehofft, dass dieser Augenblick niemals kommen würde. Sein Leben verlief in ruhigen Bahnen, und er wollte sich nicht wieder einem Wechselbad der Gefühle aussetzen. Doch erinnerte sich gut, dass Naomi nicht viel für ein geregeltes Leben übriggehabt hatte.

Genauso wenig wie Kelsey. Und nun war die Stunde der Wahrheit gekommen.

»Ich habe dir ja schon erzählt, dass deine Mutter zu meinen Studenten gehörte. Sie war jung, bildhübsch und sprühte vor Leben. Ich habe nie so richtig begriffen, was sie eigentlich an

mir fand. Alles ging sehr schnell. Sechs Monate nachdem wir uns kennengelernt hatten, heirateten wir. Keiner von uns beiden konnte in dieser kurzen Zeit feststellen, wie grundverschieden wir waren. Wir lebten in Georgetown. Beide kamen wir, wie man so schön sagt, aus gutem Hause, aber in ihr brannte ein Freiheitsdrang, der mir fremd war. Eine Art ungebändigter Lebensgier, ein Hunger nach Menschen, Dingen, Orten. Und dann gab es da natürlich ihre Pferde.«

Um die schmerzliche Erinnerung zu lindern, trank er einen weiteren Schluck. »Ich glaube, es waren in erster Linie die Pferde, die zwischen uns standen, uns entfremdeten. Nach deiner Geburt wollte sie um jeden Preis zurück auf die Farm in Virginia. Sie wollte, dass du dort aufwächst. Meine Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft lagen hier. Ich schrieb damals an meiner Doktorarbeit und hatte bereits den Dekansposten der Englischen Fakultät im Auge. So schlossen wir einen Kompromiss, und ich fuhr eine Zeit lang jedes freie Wochenende nach Virginia, doch das war zu wenig. Man könnte sagen, wir lebten uns auseinander.«

Vorsichtig umschrieben, dachte er, und starrte in sein Glas, mit Sicherheit eine weniger schmerzhaft Formulierung. »Wir beschlossen, uns scheiden zu lassen. Sie wollte dich bei sich in Virginia haben. Ich aber fand, du gehörtest nach Georgetown, zu mir. Ich verstand weder die Leute, mit denen sie verkehrte, die Pferdenarren und die Jockeys, noch interessierten sie mich. Wir fochten einen erbitterten Kampf aus und schalteten schließlich Anwälte ein.«

»Ein Sorgerechtsprozess?« Überrascht schaute Kelsey ihren Vater an. »Ihr habt um das Sorgerecht gestritten?«

»Eine hässliche Geschichte, viel schmutzige Wäsche wurde dabei gewaschen. Dass zwei Menschen, die sich einmal geliebt und ein Kind miteinander haben, zu Todfeinden werden können, spricht nicht gerade für den menschlichen Charakter.« Wieder schaute er hoch und blickte ihr schließlich voll ins Gesicht. »Nicht dass ich auf mein Handeln stolz bin, Kel-

sey, doch ich fühlte mit Bestimmtheit, dass du bei mir besser aufgehoben warst als bei ihr. Sie traf sich bereits mit anderen Männern, und man erzählte, dass einer von ihnen Verbindungen zum organisierten Verbrechen habe. Eine Frau wie Naomi zog Männer unwiderstehlich an. Es kam mir so vor, als ob sie mit ihren Verehrern angeben wollte, mit den Partys, mit ihrer Lebensweise, um mich und den Rest der Welt herauszufordern. Man sollte ruhig schlecht von ihr denken – sie tat jedenfalls, was sie wollte.«

»Du hast also gewonnen«, entgegnete Kelsey ruhig. »Du hast den Prozess gewonnen, mich dazu, und dann hast du dich entschlossen, mir zu sagen, sie sei tot.« Wieder wandte sie sich ab und blickte in das dunkle Fenster, in dem sie den Geist ihrer selbst erkennen konnte. »In den Siebzigerjahren haben sich noch mehr Menschen scheiden lassen. Kinder sind damit fertig geworden. Es gibt so etwas wie Besuchsrecht. Man hätte mir erlauben müssen, sie zu sehen.«

»Sie wollte das nicht. Ich ebensowenig.«

»Warum? Weil sie mit einem ihrer Kerle durchgegangen ist?«

»Nein.« Philip setzte vorsichtig sein Glas auf einem dünnen Silbertablett ab. »Weil sie einen von ihnen umgebracht hat, und weil sie wegen Mordes zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden ist.«

Ganz langsam drehte Kelsey sich um. »Mord? Du willst mir erzählen, dass meine Mutter eine Mörderin ist?«

»Ich hatte gehofft, dass ich das nie tun müsste.« Er stand auf, überzeugt, dass in der plötzlichen Stille das Knacken seiner Knochen zu hören war. »Du warst bei mir. Gott sei Dank warst du in der Nacht, in der es passierte, bei mir und nicht auf der Farm. Sie erschoss ihren Liebhaber, einen Mann namens Alec Bradley. In ihrem Schlafzimmer kam es zu einer Auseinandersetzung, da nahm sie eine Pistole aus ihrer Nachtschublade und tötete ihn. Damals war sie sechsundzwanzig, so alt wie du jetzt. Sie wurde des Totschlags für schuldig

befunden. Das letzte Mal sah ich sie im Gefängnis. Sie sagte, es sei ihr lieber, du würdest sie für tot halten, und wenn ich mich damit einverstanden erklärte, würde sie nie wieder Kontakt zu dir suchen. Bis heute hat sie ihr Wort gehalten.«

»Ich verstehe das alles nicht.« Kelsey wurde schwindlig, und sie presste die Hände gegen die Augen.

»Ich hätte dir das gern erspart.« Liebevoll fasste Philip ihre Handgelenke und drückte ihre Hände nach unten, damit er ihr ins Gesicht sehen konnte. »Wenn es falsch war, dich beschützen zu wollen, gut, dann war ich vielleicht im Unrecht, aber ich werde mich nicht dafür entschuldigen. Ich liebe dich, Kelsey. Dafür kannst du mich doch nicht hassen.«

»Nein, ich hasse dich ja nicht.« Aus alter Gewohnheit lehnte sie den Kopf an seine Schulter und blieb so stehen, während sich die Gedanken in ihrem Kopf überschlugen. »Ich muss nachdenken. Es erscheint mir alles so unwirklich. Ich kann mich noch nicht einmal an sie erinnern, Dad.«

»Du warst noch zu klein«, murmelte er erleichtert. »Aber glaub mir, du siehst ihr unwahrscheinlich ähnlich. Es ist beinahe gespenstisch. Deine Mutter war eine lebenssprühende, faszinierende Frau, trotz all ihrer Fehler.«

Wozu unter anderem ein Gewaltverbrechen gehörte, dachte Kelsey. »Ich habe noch so viele Fragen. Ich kann einfach keinen klaren Gedanken fassen.«

»Bleib doch über Nacht hier. Sobald ich mich loseisen kann, reden wir weiter.«

Der Gedanke war verlockend, sich in die Geborgenheit ihres alten Zimmers zurückzuziehen und sich von ihrem Vater den Kummer und die Sorgen vertreiben zu lassen, so, wie er es von jeher getan hatte.

»Nein, ich will nach Hause«, sagte sie und wandte sich ab, um nicht doch noch schwach zu werden. »Ich muss eine Weile allein sein. Candace ist schon nicht gut auf mich zu sprechen, weil ich dich von euren Gästen fernhalte.«

»Sie wird das verstehen.«

»Natürlich. Du kümmerst dich jetzt besser um deine Gäste. Ich gehe lieber hinten raus, ich möchte keinem in die Arme laufen.«

Die hitzige Röte ihrer Wangen war verblasst, und ihr Gesicht wirkte jetzt bleich und abgespannt. »Kelsey, ich wünschte, du würdest hier bleiben«, sagte ihr Vater.

»Es geht mir gut, wirklich. Ich muss das alles nur erst verarbeiten. Wir reden später darüber. Schau du jetzt nach deinen Gästen.« Als Zeichen der Vergebung gab sie ihrem Vater einen Kuss. Als sie allein im Zimmer war, ging sie zum Schreibtisch und schaute nachdenklich auf den Brief, faltete ihn dann zusammen und steckte ihn wieder in ihre Tasche.

Welch ein Tag, dachte sie. Sie hatte einen Ehemann verloren und eine Mutter gewonnen.

2

Manchmal war es am besten, einem Impuls zu folgen. Nun, vielleicht nicht gerade am besten, korrigierte sich Kelsey, als sie die Route 7, die durch die Berge Virginias führte, westwärts fuhr – aber äußerst befriedigend.

Wahrscheinlich wäre es klüger gewesen, noch einmal mit ihrem Vater zu reden, alles noch einmal gründlich zu überdenken. Doch Kelsey hatte sich entschieden, einfach ins Auto zu steigen und zur Three-Willows-Farm zu fahren, um die Frau zur Rede zu stellen, die sich zwei Jahrzehnte lang tot gestellt hatte.

Meine Mutter, dachte Kelsey, die Mörderin.

Um das hässliche Bild zu verscheuchen, drehte sie das Radio auf; Rachmaninoff erklang. Es war ein herrlicher Tag für eine Autofahrt, hatte sie sich immer wieder eingeredet, seit sie am Morgen eilig ihr einsames Apartment verlassen hatte. Und auch als sie die Karte studierte, um den schnellsten Weg nach Bluemont zu finden, hatte sie sich das Ziel ihrer Fahrt nicht eingestanden.

Niemand wusste, dass sie kam. Niemand wusste, wo sie hingefahren war.

Das war Freiheit! Sie trat das Gaspedal durch, genoss die Geschwindigkeit, den kühlen Windzug, der durch die Fenster wehte, und die kraftvolle Musik. Sie konnte tun, was sie wollte, musste niemandem Rede und Antwort stehen. Jetzt war es an ihr, Fragen zu stellen.

Allerdings hatte sie sich entschieden sorgfältiger gekleidet, als es ein Ausflug aufs Land erforderte. Der pfirsich farbene Seidenblazer mit dazu passender Hose schmeichelte

ihrem Teint, und der schmale Schnitt unterstrich ihre schlanke Figur.

Schließlich wollte sie, wenn sie ihre Mutter traf, gut aussehen. Sie hatte ihr Haar zu einem komplizierten Zopf geflochten und mehr Zeit als sonst auf ihr Make-up verwandt.

All diese Vorbereitungen hatten ihr geholfen, sich etwas zu beruhigen. Doch je näher sie Bluemont kam, desto nervöser wurde sie.

Noch konnte sie ihre Meinung ändern, sagte sich Kelsey, als sie vor einem kleinen Laden anhielt. Nach dem Weg nach Three Willows zu fragen hieß noch lange nicht, dass sie auch dorthin fahren musste. Wenn sie wollte, brauchte sie nur zu wenden, um nach Maryland zurückzukehren.

Oder sie konnte einfach weiterfahren, Virginia durchqueren und sich in westlicher Richtung halten. Oder vielleicht östlich, zur Küste. Sie mochte es, aus einer Laune heraus ins Auto zu springen und loszufahren, immer der Nase nach. So hatte sie einmal kurz entschlossen ein Wochenende in einer kleinen Pension an der Ostküste verbracht, nachdem sie Wade verlassen hatte.

Dort könnte sie wieder hinfahren, überlegte sie. Ein Anruf bei ihrem Arbeitgeber, ein Stopp an einem Einkaufszentrum, um sich ein paar Kleider zu besorgen, das genügte schon.

Schließlich lief sie ja vor nichts davon – sie brauchte einen Tapetenwechsel.

Aber warum kam es ihr dann so vor, als würde sie davonlaufen?

Der kleine Laden war mit Regalen, Milchkannen und Werkzeugen, die an der Wand hingen, derart vollgestopft, dass drei Kunden kaum Platz gehabt hätten. Hinter der Theke stand ein alter Mann, kahl wie eine Billardkugel, mit einer qualmenen Zigarette im Mundwinkel. Durch eine Rauchwolke schielte er zu Kelsey.

»Können Sie mir sagen, wie ich zur Three-Willows-Farm komme?«

Mit vom Rauch geröteten Augen musterte er sie einen Augenblick lang fragend: »Woll 'n Sie zu Miss Naomi?«

Kelsey schaute ihn mit einem Blick an, den ihre Großmutter immer angewandt hatte, wenn sie den Fragesteller in seine Schranken weisen wollte, und wiederholte: »Ich suche die Three-Willows-Farm. Sie muss hier in der Nähe liegen.«

»Allerdings.« Der Mann grinste sie an, wobei seine Zigarette im Mundwinkel kleben blieb, und sagte: »Sie fahren diese Straße ein Stück weiter, sagen wir mal, zwei Meilen. Da steht 'n weißer Zaun, wo Sie links abbiegen müssen, auf die Chadwick Road. Dann fahr'n Sie noch mal fünf Meilen oder so, an Longshot vorbei. Könn' Sie gar nicht verfehlen, hat so 'n großes Eisentor, wo der Name draufsteht. An der nächsten Abzweigung steh'n zwei Steinpfosten mit sich aufbäumenden Pferden drauf. Das ist Three Willows.«

»Vielen Dank.«

Er sog den Rauch tief ein und stieß ihn dann wieder aus. »Sie heißen nicht zufällig Chadwick, oder?«

»Zufällig nicht.« Kelsey verließ den Laden und ließ die Tür hinter sich zufallen. Sie spürte förmlich die Blicke des Alten in ihrem Rücken und war erleichtert, als sie wieder im Auto saß.

Verständlich, dachte sie. In einer kleinen Stadt wurden Fremde immer neugierig betrachtet. Trotzdem hatte ihr die Art, wie der Mann sie angestarrt hatte, nicht gefallen.

An dem weißen Zaun bog sie links ab und fuhr aus der Stadt heraus. Die Gegend wurde ländlicher, die Häuser standen weiter voneinander entfernt, und auf den Hügeln hatte sich bereits das erste Grün des Frühlings gegen den Winter behauptet. Pferde mit im Wind wehenden Mähnen grasten auf der Weide, Stuten mit dickem Winterfell knabberten genüsslich an den Halmen, während ihre Fohlen auf spindeldürren Beinen um sie herumtobten. Hier und da waren bereits Felder für die Frühsaat umgepflügt; braune Flecken inmitten der grünen Landschaft.

Bei Longshot verlangsamte sie ihre Fahrt. Longshot war keine Straße, wie sie vermutet hatte, sondern eine Farm. Der Name an dem geschwungenen Eisentor stach einem förmlich ins Auge. Dahinter führte ein lang gezogener Schotterweg zu einem aus Zedernholz und Stein erbauten Haus, das mitten auf einem Hügel stand. Es war ein schönes Haus, das das Gebiet beherrschte, in dem es stand, und von den Terrassen musste man einen atemberaubenden Blick über das Land haben.

Den Weg säumten Ulmen, die sicher älter waren als das Haus, das, geradezu anmaßend modern, seine Umgebung zu beherrschen schien.

Kelsey blieb eine Weile still im Auto sitzen. Nicht weil sie die reizvolle Architektur oder die schöne Landschaft bewundern wollte, sondern weil sie wusste, dass es kein Zurück mehr geben würde, wenn sie dieser Straße weiter folgte.

Longshot war also eine Art Grenzpunkt. Eine angemessene Bezeichnung, fand Kelsey, schloss die Augen und zwang sich zur Ruhe. Sie musste sich vernünftig verhalten. Es würde kein Zusammentreffen geben, bei dem sie sich ihrer totgeglaubten Mutter weinend in die Arme warf.

Sie waren Fremde, die Zeit brauchten, um zu entscheiden, ob sich das ändern sollte. Nein, berichtigte Kelsey sich, *sie* würde diese Entscheidung treffen. Sie wollte keine Zuneigung, sie wollte noch nicht einmal Entschuldigungen hören. Sie war nur hier, um Antworten auf brennende Fragen zu bekommen.

Und die bekäme sie nicht, ermahnte sich Kelsey selbst, wenn sie nicht weiterfuhr.

Feigheit war noch nie eine ihrer Charaktereigenschaften gewesen, sagte sich Kelsey, als sie den Wagen startete. Dennoch waren ihre Hände eiskalt, als sie das Steuer umklammerte und den Wagen zwischen den steinernen Pfosten hindurch die Auffahrt entlang zum Haus ihrer Mutter lenkte.

Im Sommer schirmten die drei hohen Weiden, nach denen die Farm benannt worden war, das Haus ab. Jetzt zeigte sich

ein erstes zaghaftes Grün, Bote des nahenden Frühlings, auf den gebogenen Zweigen. Dahinter sah Kelsey weiße dorische Säulen, Dachträger einer großen Veranda, die sich vor dem dreistöckigen Gebäude im alten Plantagenstil befand. Sehr feminin, dachte Kelsey, fast einer Königin würdig und bezaubernd wie die Epoche, in deren Stil das Anwesen gebaut war.

In einigen Wochen würde der Garten in einem Farbenmeer explodieren. Kelsey sah das Bild vor sich, hörte das Summen der Bienen und das Zwitschern der Vögel und roch sogar fast den Duft von Flieder und Glyzinien.

Unwillkürlich richtete sie den Blick auf die Fenster des oberen Stockwerks. Welcher Raum ist es, fragte sie sich, in dem der Mord begangen worden war?

Ein Schauer lief ihr über den Rücken, als sie den Motor abstellte. Ursprünglich hatte sie direkt zur Vordertür gehen und energisch anklopfen wollen, doch stattdessen ging sie langsam zu einer Seite des Hauses, von dem hohe Glastüren in einen gepflasterten Hof führten.

Von hier aus konnte sie einige Nebengebäude sehen; gepflegte Stallungen und eine Scheune, die beinahe so stattlich wie das Haus wirkte. In der Ferne, wo sich die Berge über das Land erhoben, erkannte sie grasende Pferde und das schwache Glitzern von Wasser in der Sonne.

Auf einmal schob sich eine andere Szene über dieses Bild. Bienen summten, Vögel sangen, die Sonne brannte, und der süße, intensive Duft von Rosen hing in der Luft. Jemand schwang sie lachend hoch und immer höher, bis sie den starken, sicheren Rücken eines Pferdes unter sich spürte.

Kelsey presste eine Hand vor den Mund, um einen leisen Schreckenslaut zu unterdrücken. Sie erinnerte sich nicht an diesen Ort, konnte sich gar nicht daran erinnern. Ihre Fantasie ging mit ihr durch, das war alles. Fantasie, gepaart mit Nervosität.

Dennoch hätte sie schwören können, ein Lachen gehört zu haben, ein wildes, freies Lachen.

Wärme suchend schlang sie die Arme um ihren Körper und trat einen Schritt zurück. Sie sollte ihren Mantel anziehen, sagte sie sich. Sie musste lediglich ihren Mantel aus dem Auto holen. Doch in diesem Moment kamen ein Mann und eine Frau um die Ecke, Arm in Arm.

Die beiden in Sonnenlicht getauchten Gestalten wirkten so überirdisch schön, dass Kelsey einen Augenblick lang meinte, sie seien gleichfalls ein Produkt ihrer Fantasie.

Der Mann war hochgewachsen und bewegte sich mit jener geschmeidigen Anmut, die manchen Männern eigen war. Sein dunkles, windzerzaustes Haar kräuselte sich unbändig über dem Kragen eines ausgebleichten Flanellhemdes. Seine dunkelblauen Augen in dem kantigen Gesicht weiteten sich kurz in einem Anflug leiser Überraschung.

»Naomi«, seine Stimme klang tief und leicht gedehnt, »du hast Besuch.«

Die Beschreibungen ihres Vaters hatten sie in keiner Weise auf das vorbereitet, was sie nun sah. Ihr war, als blickte sie in einen Spiegel und sähe ihr gealtertes Ebenbild. Einen Augenblick lang glaubte sie, ohnmächtig zu werden.

Naomis Hand schloss sich fest um den Arm ihres Begleiters; eine automatische Reaktion, derer sie sich nicht bewusst war. »Ich dachte nicht, dass ich so schnell von dir hören würde, geschweige denn, dass ich dich leibhaftig vor mir sehen würde.« Die Jahre hatten sie gelehrt, wie nutzlos Tränen sein konnten, und so blieben ihre Augen trocken, als sie ihre Tochter ansah. »Wir wollten gerade Tee trinken. Lass uns hingehen.«

»Ich komme später noch einmal wieder«, sagte Naomis Begleiter, Gabriel Slater, doch Naomi klammerte sich an ihm fest, als sei er ihr Schutzschild.

»Das ist nicht nötig.« Wie aus weiter Ferne hörte Kelsey ihre eigene Stimme. »Ich kann nicht lange bleiben.«

»Dann komm wenigstens rein. Wir wollen deine Zeit nicht verschwenden.«

Naomi führte sie durch die Terrassentüren in ein Wohnzimmer, das genauso hübsch und gepflegt war wie seine Bewohnerin. Ein kleines Feuer flackerte im Kamin, um die winterliche Kälte zu vertreiben.

»Setz dich doch, mach's dir gemütlich. Ich kümmere mich gleich um den Tee«, sagte Naomi, warf Gabe einen raschen Blick zu und verließ schnell den Raum.

Der Mann hatte offenbar gelernt, schwierige Situationen zu beherrschen. Er setzte sich, zog eine Zigarre hervor und schenkte Kelsey ein charmantes Lächeln. »Naomi ist ein bisschen verwirrt.«

Kelsey hob eine Braue. Die Frau war ihr eher kühl und gefasst vorgekommen. »Ist sie das?«

»Nur zu verständlich, würde ich sagen. Sie haben ihr einen Schock versetzt. Ich selbst dachte, mich trifft der Schlag.« Er zündete sich die Zigarre an und fragte sich, ob sich Kelsey trotz der angespannten Nervosität, die er in ihren Augen las, hinsetzen würde. »Ich bin Gabe Slater, ein Nachbar. Und Sie sind Kelsey.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

Wie eine Königin, die mit einem Untertan spricht, dachte er. Ein Tonfall, der normalerweise jeden Mann reizen musste, besonders einen wie Gabriel Slater. Doch er ließ es ihr durchgehen.

»Ich weiß, dass Naomi eine Tochter namens Kelsey hat, die sie schon eine ganze Zeit lang nicht mehr gesehen hat. Und für ihre Zwillingschwester sind Sie ein bisschen zu jung.« Er streckte die Beine in den Reitstiefeln aus und legte die Füße übereinander. Beide wussten, dass er langsam den Blick von ihr abwenden sollte. Und er wusste, dass er es nicht tun würde.

»Sie könnten die Hoheitsvolle noch viel wirkungsvoller spielen, wenn Sie sich setzen und ganz entspannen würden.«

»Ich stehe lieber.« Kelsey ging zum Feuer, in der Hoffnung, es würde sie ein wenig wärmen.

Gabe zuckte nur mit den Achseln und lehnte sich zurück.

Schließlich ging ihn das Ganze nichts an. Es sei denn, sie würde Naomi verletzen. Aber im Allgemeinen konnte sich Naomi ganz gut selbst helfen. Noch nie hatte er eine so tatkräftige, unverwüstliche Frau kennengelernt. Dennoch hatte er sie zu gern, um zuzulassen, dass irgendjemand, und sei es ihre eigene Tochter, ihr wehtat.

Auch interessierte es ihn wenig, dass Kelsey offenbar entschlossen war, seine Anwesenheit zu ignorieren. Lässig zog er an seiner Zigarre und genoss ihren Anblick. Die abweisende Haltung verdarb den angenehmen Gesamteindruck keinesfalls, er fand, dass sie sogar einen reizvollen Gegensatz zu den langen, schlanken Beinen und dem herrlichen Haar bildeten. Gabe fragte sich, wie leicht sie wohl aus dem Gleichgewicht zu bringen sei und ob sie lange genug bliebe, damit er sie auf die Probe stellen konnte.

»Der Tee kommt gleich.« Etwas gelassener kam Naomi wieder ins Zimmer. Ihr Blick ruhte auf ihrer Tochter, und ihr Lächeln wirkte aufgesetzt. »Das alles muss furchtbar unangenehm für dich sein, Kelsey.«

»Nicht jeden Tag steht die Mutter von den Toten auf. War es wirklich notwendig, mich in dem Glauben zu lassen, du seiest tot?«

»Damals schien es mir so. Ich befand mich in einer Situation, in der mein eigenes Überleben Vorrang hatte.« Naomi nahm Platz. In ihrem maßgeschneiderten, sandfarbenen Reitkostüm wirkte sie kühl und gefasst. »Ich wollte nicht, dass du mich im Gefängnis besuchst. Außerdem hätte dein Vater das nie zugelassen. Also musste ich mich damit abfinden, zehn oder fünfzehn Jahre von deinem Leben ausgeschlossen zu sein.«

Ihr Lächeln wirkte plötzlich spröde. »Wie hätten denn die Eltern deiner Freunde reagiert, wenn du ihnen erzählt hättest, dass deine Mutter wegen Mordes im Gefängnis sitzt? Ich glaube nicht, dass du sehr beliebt gewesen wärst. Oder sehr glücklich.«

Naomi hörte auf zu sprechen und blickte zur Tür, durch die eine Frau mittleren Alters in einer grauen Uniform mit weißer Schürze einen Teewagen hereinschob. »Da ist ja Gertie. Du erinnerst dich doch noch an Kelsey, Gertie?«

»Sicher, Ma'am.« Die Augen der Frau füllte sich mit Tränen. »Das letzte Mal waren Sie fast noch ein Baby. Sie bettelten immer um Plätzchen.«

Kelsey schwieg. Was sollte sie der Fremden mit den feuchten Augen auch erwidern? Naomi legte eine Hand über die Gerties und drückte sie liebevoll. »Wenn Kelsey das nächste Mal kommt, musst du welche backen. Danke, Gertie, ich schenke selbst ein.«

»Ja, Ma'am.« Schniefend wandte sich Gertie ab, doch dann drehte sie sich noch einmal um. »Sie sieht aus wie Sie, Miss Naomi. Ganz genau so.«

»Ja«, bestätigte Naomi weich und blickte zu ihrer Tochter. »Das tut sie.«

»Ich erinnere mich nicht an sie.« Kelseys Stimme klang feindselig, als sie zwei Schritte auf ihre Mutter zutrat. »Und an dich auch nicht.«

»Damit habe ich auch nicht gerechnet. Möchtest du Zucker? Zitrone?«

»Soll das eine Filmszene werden?«, fauchte Kelsey, »Mutter und Tochter versöhnen sich beim Tee. Erwartest du von mir, dass ich einfach hier sitze und mit dir Assamtee schlürfe?«

»Es ist Earl Grey, glaube ich. Und um die Wahrheit zu sagen, Kelsey, ich weiß nicht, was ich erwarte. Wut vermutlich. Du hast ein Recht, wütend zu sein. Anschuldigungen, Forderungen, Schuldzuweisungen.« Mit überraschend ruhigen Händen reichte Naomi Gabe eine Tasse. »Ehrlich gesagt, glaube ich, dass alles, was du sagst oder tust, gerechtfertigt ist.«

»Warum hast du mir geschrieben?«

Um ihre Gedanken ordnen zu können, füllte Naomi eine weitere Tasse. »Das hatte viele Gründe, einige davon sind egoistisch, andere nicht. Ich hoffte, du wärst neugierig genug,

mich sehen zu wollen, du warst schon als Kind neugierig, und außerdem wusste ich, dass du gerade eine schwierige Zeit durchmachst.«

»Wie kannst du irgendetwas über mein Leben wissen?« Naomis Blick war ebenso unergründlich wie der Rauch, der vom Kaminfeuer aufstieg. »Du hast mich für tot gehalten, Kelsey, ich dagegen wusste, dass du quicklebendig warst. Also habe ich dein Leben verfolgt. Das war mir sogar vom Gefängnis aus möglich.«

In Kelsey stieg nackte Wut hoch, und sie musste den Drang niederzukämpfen, den Teewagen mit dem zarten Porzellan durch den Raum zu stoßen. Welche Wonne ihr das bereiten würde! Aber gleichzeitig würde sie sich zum Narren machen, und nur dieser Gedanke hielt sie davon ab, einen Tobsuchtsanfall zu bekommen.

Gabe nippte an seinem Tee und schaute zu, wie sie um Selbstbeherrschung rang. Reizbar, entschied er, leidenschaftlich, aber klug genug, sich zurückzuhalten. Vielleicht war sie ihrer Mutter ähnlicher, als beide ahnten.

»Du hast mir nachspioniert.« Kelsey schleuderte ihr die Worte förmlich entgegen. »Wen hast du dazu angeheuert? Einen Privatdetektiv?«

»Es war bei Weitem nicht so melodramatisch. Mein Vater hat dein Leben verfolgt, so lange er konnte.«

»Dein Vater.« Kelsey ließ sich niedersinken. »Mein Großvater.«

»Ja. Vor fünf Jahren ist er gestorben. Deine Großmutter starb ein Jahr nach deiner Geburt, und ich war ein Einzelkind. Somit sind dir Tanten, Onkel und Neffen erspart geblieben. Nun weiter. Was für Fragen du auch hast, ich werde sie dir beantworten, aber bitte lass uns beiden noch ein wenig Zeit, ehe du dir ein Urteil über mich bildest.«

Kelsey konnte nur an eine einzige Frage denken, die ständig in ihrem Kopf hämmerte. »Hast du diesen Mann getötet? Hast du Alec Bradley umgebracht?«

Naomi schwieg einen Moment, dann hob sie die Tasse an die Lippen. Über den Rand hinweg sah sie Kelsey fest an, ehe sie die Tasse lautlos wieder absetzte.

»Ja«, antwortete sie schlicht, »ich habe ihn umgebracht.«

»Entschuldige, Gabe.« Naomi stand am Fenster und sah ihrer davonfahrenden Tochter nach. »Es war wirklich unentschuldigbar, dir das zuzumuten.«

»Ich habe deine Tochter kennengelernt, weiter nichts.«

Müde lächelnd kniff Naomi die Augen zusammen. »Du warst schon immer ein Meister der Untertreibung, Gabe.« Sie drehte sich um, sodass sie im vollen Sonnenlicht stand. Dass es die feinen Linien um ihre Augen deutlich hervorhob, erste Anzeichen des Alters, kümmerte sie wenig. Zu lange hatte sie das Tageslicht entbehren müssen. »Ich hatte Angst, und als ich sie sah, wurde ich wieder an vieles erinnert. Einiges habe ich mir vorstellen können, anderes nicht. Alleine wäre ich mit der Situation nicht fertig geworden.«

Gab erhob sich, ging zu ihr und legte beruhigend die Hand auf ihre verkrampften Schultern. »Wenn ein Mann einer schönen Frau nicht mehr gern behilflich ist, dann ist er so gut wie tot.«

»Du bist ein guter Freund.« Sie ergriff seine Hand und drückte sie. »Einer der wenigen, auf die ich mich voll und ganz verlassen kann.« Ihre Lippen verzogen sich leicht. »Vielleicht kommt das daher, dass wir beide eine Zeit lang im Gefängnis gesessen haben.«

Seine Mundwinkel zuckten belustigt. »Nichts verbindet so sehr wie das Knastleben.«

»Knastleben, soso. Obwohl ein Streit in Jugendjahren bei einer Pokerrunde harmlos ist gegenüber Totschlag.«

»Da hast du's. Du hast mich schon wieder übertroffen.« Naomi lachte. »Wir Chadwicks sind schrecklich ehrgeizig.« Sie wandte sich von ihm ab und rückte eine Vase mit Narzissen auf dem Tisch zurecht. »Was hältst du von ihr, Gabe?«

»Sie ist bildhübsch. Dein Ebenbild.«

»Ich dachte, ich wäre darauf vorbereitet. Mein Vater beschrieb sie mir, ich sah die Fotos. Trotzdem hat es mich aus der Fassung gebracht, sie anzuschauen und mich selbst zu sehen. Ich kann mich an sie als Kind so gut erinnern, und sie nun als Erwachsene zu sehen ...« Über sich selbst verärgert schüttelte Naomi den Kopf. Die Jahre vergingen, keiner wusste das besser als sie. »Aber davon mal abgesehen.« Flüchtig blickte sie über die Schulter. »Was hältst du von ihr?«

Er war nicht sicher, ob er ihr seine Gedanken erläutern konnte – oder wollte. Kelsey hatte ihn aus der Fassung gebracht, und er war wirklich kein Mann, den man leicht beeindrucken konnte. In seinem Leben hatte er Scharen schöner Frauen gekannt, er hatte sie bewundert, sie begehrt und mit ihnen gespielt. Doch als er Kelsey Byden das erste Mal sah, hatte ihm der Atem gestockt.

Später würde er sich mit diesem interessanten Phänomen eingehender auseinandersetzen, aber jetzt wartete Naomi auf eine Antwort. Und er wusste, dass seine Antwort von Bedeutung war.

»Sie war nervös, konnte ihr Temperament kaum zügeln. Sie hat nicht so viel Selbstbeherrschung wie du.«

»Ich hoffe, die wird sie auch nie brauchen«, murmelte Naomi.

»Sie war aufgebracht, aber klug – und neugierig – genug, sich zurückzuhalten, bis sie das Terrain sondiert hatte. Wäre sie ein Pferd, würde ich sagen, ich muss ihre Gangarten sehen, um zu beurteilen, ob sie über Mut, Ausdauer und Anmut verfügt. Aber die Blutsverwandschaft ist unverkennbar, Naomi. Deine Tochter hat Stil.«

»Sie hat mich geliebt.« Naomi bemerkte das Zittern in ihrer Stimme kaum, ebenso wenig wie die ersten Tränen, die ihr aus den Augen quollen und über die Wangen rannen. »Wie soll man jemandem, der selbst keine Kinder hat, diese reine, kompromisslose Liebe, die ein Kind seinen Eltern entgegenbringen

kann, begreiflich machen? Kelsey empfand so für mich – und für ihren Vater. Philip und ich haben versagt. Unsere Liebe reichte nicht aus, um diese Einheit zusammenzuhalten. Und so habe ich meine Tochter verloren.«

Naomi tupfte eine Träne mit der Fingerspitze ab und betrachtete sie wie etwas Exotisches. Seit dem Tode ihres Vaters hatte sie nicht mehr geweint. Nichts hatte sie seitdem so stark berührt.

»Niemand wird mich je wieder so lieben.« Sie schnippte die Träne fort und vergaß sie. »Ich glaube, bis zum heutigen Tag habe ich das nie richtig begriffen.«

»Überstürz die Dinge nicht, Naomi. Das sieht dir gar nicht ähnlich. Du hast sie gerade einmal eine Viertelstunde gesehen.«

»Hast du ihren Gesichtsausdruck gesehen, als ich ihr sagte, ich hätte Alec umgebracht?« Ein Lächeln lag auf ihren Lippen, als sie sich zu Gabe umdrehte; doch es war ein hartes, sprödes Lächeln. »Diesen Ausdruck habe ich bei Dutzenden von anderen Menschen beobachtet. Eine Art beherrschter Abscheu – anständige Menschen töten nicht.«

»Die Menschen, ob nun anständig oder nicht, tun das, was sie tun müssen, um zu überleben.« Diese Erfahrung hatte er am eigenen Leibe gemacht.

»Sie denkt da anders. Vom Äußeren her mag sie ja mir ähneln, aber sie hat dieselben hehren Grundsätze wie ihr Vater. Und der Himmel weiß, es gibt keinen anständigeren Menschen als Dr. Philip Byden.«

»Oder keinen größeren Narren. Schließlich hat er dich gehen lassen.«

Ihr Lachen klang befreit, als sie ihn fest auf den Mund küsste. »Wo warst du bloß vor fünfundzwanzig Jahren?« Dann schüttelte sie seufzend den Kopf. »Da hast du wohl noch mit deinen Buntstiften gespielt.«

»Ich kann mich nicht erinnern, jemals damit gespielt zu haben. Eher habe ich sie verwettet. Da wir gerade vom Wetten

sprechen: Ich wette 100 Dollar, dass mein Pferd deins garantiert beim Mai-Derby um Längen schlägt.«

Sie hob die Brauen. »Wie stehen denn die Chancen?«

»Sie haben die gleichen Chancen.«

»Die Wette gilt. Wie wär's, wenn du jetzt mitkommst und dir meine preisgekrönte Jährlingsstute ansiehst? In einigen Jahren lässt sie jeden Gegner hinter sich.«

»Wie hast du sie genannt?«

Ihre Augen glitzerten, als sie die Terrassentür öffnete.
»Naomis Honor.«

Sie war so gefasst gewesen, dachte Kelsey, als sie die Tür zu ihrem Appartement aufschloss, so gelassen. Naomi hatte den Mord so zugegeben, wie eine andere Frau eingestehen würde, dass sie sich das Haar färbt.

Was für eine Frau war ihre Mutter nur?

Wie konnte sie es fertigbringen, Tee zu servieren und Konversation zu betreiben? So höflich, so beherrscht, so furchtbar distanziert. Kelsey lehnte sich gegen die Tür und rieb sich die schmerzenden Schläfen. Alles kam ihr wie ein böser Traum vor, das prächtige, große Haus, die geschmackvolle Einrichtung, die Frau, die ihre, Kelseys, Gesichtszüge trug, der Mann, der so viel Kraft ausstrahlte. Naomis neuester Liebhaber? Schiefen sie in demselben Raum, in dem ein anderer Mann gestorben war? Er sah aus, als wäre er dazu imstande, dachte sie. Er sah aus, als wäre er zu allem imstande.

Erschauernd stieß Kelsey sich von der Tür ab und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Warum nur hatte Naomi diesen Brief geschrieben, grübelte sie. Weder hatte es große Gefühle gegeben, noch ein besonderes Willkommen für die verlorene Tochter. Noch nicht einmal verzweifelte Entschuldigungen für all die verlorenen Jahre – nur eine höfliche Einladung zum Tee. Und ein Schuldgeständnis, das ruhig und ohne Zögern abgegeben worden war.

Als das Telefon klingelte, sah sie das Lämpchen ihres Anrufbeantworters blinken. Kelsey ignorierte beides und wandte sich ab. In zwei Stunden begann ihr Dienst im Museum, und sie wollte vorher mit niemandem sprechen.

Jetzt musste sie sich nur davon überzeugen, dass ihre Mutter, die so unverhofft wieder in ihr Leben getreten war, dies nicht auch noch verändern würde. Sie konnte genauso weitermachen wie bisher – mit ihrem Job, ihren Kursen, ihren Freunden.

Kelsey ließ sich auf das Sofa sinken. Wem wollte sie eigentlich etwas vormachen? Ihr Job war nicht mehr als ein Hobby, die Kurse besuchte sie eher aus Langeweile, und ihre Freunde ... Die meisten stammten noch aus ihrer Zeit mit Wade und hatten daher, wie es bei vielen Scheidungen der Fall war, entweder Partei ergriffen oder sich vorsichtig zurückgezogen. Ihr Leben war ein einziges Chaos. Als es an der Tür klopfte, reagierte sie nicht.

»Kelsey.« Ein weiteres ungeduldiges Klopfen folgte. »Machst du jetzt auf, oder muss ich den Hausmeister holen, damit er mir die Tür öffnet?«

Resigniert erhob sich Kelsey und öffnete die Tür. Draußen stand ihre Großmutter.

In Erwartung des üblichen Kusses hielt Milicent Byden ihrer Enkelin die Wange hin. Wie stets war sie makellos gekleidet und frisiert. Ihr kastanienbraun gefärbtes Haar war aus dem Gesicht gekämmt, und bei flüchtiger Betrachtung hatte man sie auf sechzig statt achtzig Jahre geschätzt. Der Figur merkte man strenge Diät und tägliche Gymnastik an. Unter ihrem Nerzmantel trug sie ein hellblaues Chanelkostüm mit den passenden Handschuhen, die sie auf ein Tischchen fallen ließ, ehe sie den Nerz über einen Stuhl legte.

»Du enttäuschst mich. Schließ dich in deinem Zimmer ein und schmollst wie ein Kind.« Mit ihren mandelfarbenen Augen betrachtete sie ihre Enkelin, als sie sich setzte und die Beine übereinanderschlug. »Dein Vater macht sich furchtbare

Sorgen um dich. Sowohl er als auch ich haben heute mindestens ein halbes Dutzend Mal bei dir angerufen.«

»Ich war unterwegs. Und Dad hat gar keinen Grund, sich Sorgen zu machen.«

»Ach nein?« Milicent tippte mit einem ihrer lackierten Fingernägel gegen die Armlehne des Stuhls. »Erst hast du ihn gestern nacht mit der Nachricht überfallen, dass sich diese Frau bei dir gemeldet hat, und dann verschwindest du einfach und gehst nicht einmal ans Telefon.«

»Diese Frau, wie du es ausdrückst, ist meine Mutter, und du und Vater habt gewusst, dass sie noch lebt. Dies führte zu einer heftigen Auseinandersetzung, die du vielleicht als geschmacklos werten würdest; ich allerdings hielt sie für gerechtfertigt.«

»Sprich nicht in diesem Ton mit mir!« Milicent beugte sich vor. »Dein Vater hat alles getan, um dich zu beschützen, dir eine anständige Erziehung und stabile Familienverhältnisse zu bieten. Und zum Dank dafür machst du ihm Vorwürfe.«

»Vorwürfe?« Kelsey schlug die Hände über dem Kopf zusammen, wohl wissend, dass dieser Ausbruch ihr Minuspunkte eintragen würde. »Ich habe ihn zur Rede gestellt, habe Antworten verlangt und wollte die Wahrheit wissen.«

»Und, da du sie erfahren hast, bist du nun zufrieden?« Milicent neigte leicht den Kopf. »Für dich, nein, für uns alle wäre es besser gewesen, wenn du deine Mutter weiterhin für tot gehalten hättest. Aber diese Person war schon immer egoistisch, dachte nur an sich.«

Aus Gründen, die sie niemals hätte erklären können, nahm Kelsey den Fehdehandschuh auf. »Hast du sie schon immer so gehasst?«

»Ich habe mich nie täuschen lassen. Philip war von ihrem Äußeren, von dem, was er für Lebensfreude und Schwung hielt, geblendet. Und er hat für seinen Fehler teuer bezahlt.«

»Und ich sehe aus wie sie«, meinte Kelsey sanft, »was auch erklärt, warum du mich immer so angeschaut hast, als könnte

ich jeden Augenblick ein furchtbares Verbrechen begehen – oder zumindest einen unverzeihlichen Bruch der Etikette.«

Seufzend lehnte Milicent sich zurück. Sie würde dies nicht abstreiten, denn dafür gab es keinen Grund. »Natürlich habe ich mir Gedanken darüber gemacht, wie viel du wohl von ihr geerbt hast. Du bist eine Byden, Kelsey, und die meiste Zeit hast du der Familie Ehre gemacht. Aber jeder Fehler, den du machtest, trug ihren Stempel.«

»Ich ziehe es vor, meine ganz persönlichen Fehler zu machen.«

»So wie diese Scheidung«, erwiderte Milicent scharf. »Wade stammt aus einer guten Familie. Sein Großvater mütterlicherseits ist Senator, und seinem Vater gehört eine der größten und angesehensten Werbeagenturen des Ostens.«

»Und Wade ist ein Ehebrecher.«

Ungeduldig hob Milicent die Hand, an der ihr diamantenbesetzter Ehering wie Eis glitzerte. »Du gibst natürlich ihm die Schuld, und nicht dir oder der Frau, die ihn verführt hat.«

Beinahe belustigt lächelte Kelsey. »Das ist richtig. Ich gebe ihm die Schuld. Die Scheidung ist endgültig und abgeschlossen, Großmutter. In diesem Punkt verschwendest du deine Zeit.«

»Und dir gebührt die zweifelhafte Ehre, in der Familiengeschichte der Bydens die Zweite zu sein, die sich scheiden lässt. Im Falle deines Vaters ließ es sich nicht vermeiden. Du dagegen hast das getan, was dir schon zur zweiten Natur geworden ist. Du hast überreagiert. Aber das steht auf einem anderen Blatt. Jetzt will ich wissen, was du hinsichtlich des Briefes zu unternehmen gedenkst.«

»Meinst du nicht, dass das nur mich und meine Mutter etwas angeht?«

»Dies ist eine Familienangelegenheit, Kelsey. Dein Vater und ich sind deine Familie.« Wieder tippte sie mit dem Finger gegen die Lehne, bemüht, ihre Worte sorgfältig zu wählen. »Philip ist mein einziges Kind. Sein Glück und Wohlergehen

standen für mich immer an erster Stelle. Und du bist sein einziges Kind.« Mit echter Zuneigung griff sie nach Kelseys Hand. »Ich will doch nur dein Bestes.«

Was sollte sie darauf antworten? Sosehr die starren Verhaltensregeln ihrer Großmutter an ihren Nerven zerrten, wusste Kelsey doch, dass sie sie trotz allem liebte. »Das weiß ich, und ich will mich auch nicht mit dir streiten, Großmutter.«

»Und ich mich nicht mit dir.« Zufrieden streichelte Milicent Kelseys Hand. »Du warst immer ein gutes Kind, Kelsey. Keiner, der dich und Philip kennt, könnte an der Zuneigung zwischen euch zweifeln. Ich weiß, dass du nichts tun würdest, was ihn verletzt. Daher halte ich es für das Sinnvollste, wenn du mir diesen Brief gibst und mich diese Angelegenheit für dich regeln lässt. Es ist absolut nicht nötig, dass du dich mit ihr in Verbindung setzt oder dich in diesen Strudel der Gefühle hineinziehen lässt.«

»Ich habe mich bereits mit Mutter in Verbindung gesetzt. Ich habe sie heute Morgen besucht.«

»Du hast ...« Milicents Hand zuckte hoch. »Du hast sie besucht? Du bist zu ihr gefahren, ohne das vorher mit uns zu besprechen?«

»Ich bin sechszwanzig Jahre alt, Großmutter. Naomi Chadwick ist meine Mutter, und ich brauche niemanden um Erlaubnis zu fragen, wenn ich sie besuchen will. Entschuldige, wenn ich dich aufgeregt haben sollte, aber ich habe getan, was ich tun musste.«

»Was du tun wolltest«, berichtete sie Milicent, ohne dabei einen Gedanken an die Konsequenzen zu verschwenden.«

»Nenn es, wie du willst, doch die Konsequenzen muss schließlich ich tragen. Ich hatte angenommen, Dad und du, ihr würdet meine Handlungsweise verstehen. Dass es nicht leicht für euch ist, leuchtet mir ein, aber warum wirst du so wütend?«

»Ich bin nicht wütend.« Das war sie aber, sie kochte sogar vor Wut. »Ich mache mir Sorgen, weil ich nicht möchte, dass

du dich von irgendwelchen dummen Gefühlen beeinflussen lässt. Du kennst sie nicht, Kelsey. Du hast keine Ahnung, wie gerissen und rachsüchtig sie ist.«

»Ich weiß, dass sie das Sorgerecht für mich beantragt hatte.«

»Damit wollte sie deinen Vater verletzen, weil er sie durchschaut hatte. Du warst nur das Werkzeug. Sie trank, sie hatte andere Männer, und sie machte aus all ihren Schwächen nie einen Hehl, so sicher war sie, dass sie am Ende gewinnen würde. Und wie endete das alles? Sie hat einen Mann getötet.« Milicent holte tief Atem. Allein der Gedanke an Naomi brachte sie in Rage. »Vermutlich wollte sie dir einreden, dass sie in Notwehr gehandelt hat, um ihre Ehre zu verteidigen. Ihre *Ehre*.«

Milicent konnte nicht länger stillsitzen und sprang erregt auf. »Oh, sie war schlau, und sie war schön. Wenn die Beweislast gegen sie nicht so erdrückend gewesen wäre, hätte sie die Geschworenen vielleicht sogar zu einem Freispruch bewegen können. Aber wenn eine Frau einen Mann nachts in ihrem Schlafzimmer empfängt, nur mit einem dünnen Morgenmantel bekleidet, dann ist es sehr unglaubwürdig, hinterher von Vergewaltigung zu reden.«

»Vergewaltigung?« wiederholte Kelsey schockiert, doch sie brachte nur ein Flüstern zustande, und Milicent verstand es nicht.

»Einige glaubten ihr natürlich, denn es gibt immer Leute, die dieser Art Frau Glauben schenken.« Milicent nahm ihre Handschuhe vom Tisch und schlug sie nervös gegen ihre Hand. »Aber letztendlich wurde sie schuldig gesprochen und verurteilt. Sie verschwand aus Philips und deinem Leben – bis jetzt. Kannst du wirklich so störrisch und egoistisch sein und ihr wieder einen Platz in deinem Leben einräumen? Deinem Vater diesen Kummer bereiten?«

»Es ist doch aber nicht so, als ob ich zwischen ihr und Vater wählen müsste, Großmutter.«

»Doch, genau darauf läuft es hinaus.«

»Für dich, nicht für mich. Ich will dir eins sagen: Bevor du kamst, war ich mir nicht sicher, ob ich sie wiedersehen wollte. Jetzt weiß ich, dass ich das tun werde. Und willst du auch wissen, warum? Weil sie sich mir gegenüber nicht verteidigt hat. Sie forderte mich nicht auf zu wählen. Ich werde sie noch einmal treffen und dann meine Entscheidung fällen.«

»Egal, wen du damit verletzt?«

»Soweit ich das beurteilen kann, bin ich hier die Einzige, die ein Risiko eingeht.«

»Du irrst dich, Kelsey, und begehst einen schweren Fehler. Sie ist schlecht und hinterhältig.« Milicent strich ihre Handschuhe Finger für Finger glatt. »Wenn du darauf bestehst, diese Verbindung aufrechtzuerhalten, dann wird sie alles tun, was in ihrer Macht steht, um dich und deinen Vater zu entzweien.«

»Das würde keinem gelingen!«

Milicent blickte sie an, und ihre Augen waren dabei kalt wie Eis. »Du kennst Naomi Chadwick nicht.«

3

Es stimmte, Kelsey kannte Naomi Chadwick nicht, aber sie beabsichtigte, sie kennenzulernen.

Ihre Hochschuljahre waren keine Zeitverschwendung gewesen. Wenn es etwas gab, das sie beherrschte, war es das Sammeln von Hintergrundinformationen. Egal zu welchem Thema. Und auch Naomi bildete da keine Ausnahme.

Die nächsten zwei Wochen verbrachte Kelsey größtenteils in der öffentlichen Bibliothek und in Zeitungsarchiven, wo sie eifrig Mikrofilme studierte. Zuerst fand sie in der Gesellschaftsspalte die Verlobungsanzeige von Naomi Anne Chadwick, einundzwanzig, Tochter von Matthew und Louise Chadwick, wohnhaft Three-Willows-Farm in Bluemont, Virginia, und Professor Philip James Byden, vierunddreißig, Sohn von Andrew und Milicent Byden aus Georgetown. Die Hochzeit sollte im Juni stattfinden.

Dann entdeckte Kelsey die Heiratsanzeige mit einem Foto. Es versetzte ihr einen regelrechten Schock, ihren Vater so jung, sorglos und glücklich zu sehen, eine Rosenknospe im Knopfloch und Hand in Hand mit Naomi. Sie fragte sich, ob die Rose wohl weiß oder vielleicht sonnengelb gewesen war.

Neben Philip stand eine strahlende Naomi. Sogar das unscharfe Zeitungsfoto vermittelte den Glanz, den sie ausstrahlte. Ihr Gesicht wirkte unwahrscheinlich jung und schön, und ihre Augen blitzten, als würde sie jeden Moment in ein Lachen ausbrechen.

Die beiden sahen aus, als könnten sie es mit der ganzen Welt aufnehmen.

Der Anblick schmerzte Kelsey, und sie ermahnte sich, dass

es unsinnig sei, sich über eine Scheidung zu grämen, die ohne ihr Wissen erfolgt war. Doch diese beiden jungen, lebensfrohen Menschen waren ihre Eltern, und nun war der eine für den anderen nicht mehr als eine schmerzliche Erinnerung.

Kelsey fotokopierte die wichtigsten Dinge und machte sich zusätzlich Notizen wie für einen Bericht. Als sie ihre eigene Geburtsanzeige fand, schwankte sie zwischen Belustigung und Verwirrung.

Danach kam nicht mehr viel, hier und da eine kurze Meldung über einen Ballbesuch oder die Teilnahme an einer Wohltätigkeitsveranstaltung. Offenbar hatten ihre Eltern während ihrer kurzen Ehe ein zurückgezogenes Leben geführt.

Dann folgte der Sorgerechtsstreit; ein knapper Artikel, der sein Erscheinen in der *Washington Post* vermutlich Kelseys Großvater väterlicherseits, einem hohen Beamten des Finanzministeriums, verdankte. Mit gemischten Gefühlen las sie die Namen – ihren eigenen, den von Naomi und den ihres Vaters. Die *Post* hatte diesen familiären Zwistigkeiten keine allzu große Aufmerksamkeit gewidmet.

Ab und zu war ein Artikel über Three Willows und Galopprennen erschienen. Einer davon berichtete über den tragischen Unfall eines vielversprechenden Hengstes, der während eines Rennens zusammengebrochen war und erschossen werden musste. Ein Foto zeigte Naomis schönes, mit Tränen überströmtes Gesicht.

Doch dann kamen Berichte über den Mord.

Solchen Ereignissen wurde mehr Platz eingeräumt, zumindest waren sie immer gut für fette Schlagzeilen.

STREIT EINES LIEBESPAARES ENDETE
IN EINER TRAGÖDIE
BRUTALER MORD IM IDYLLISCHEN VIRGINIA

Ihre Mutter wurde beschrieben als eine von ihrem Mann, einem in Georgetown ansässigen Professor für Englisch,

getrennt lebende Frau und Tochter eines bekannten Züchters von Vollblutpferden, das Opfer wurde als ein Playboy mit Verbindungen zur Rennsportszene bezeichnet.

Die Ereignisse sprachen für sich. Alec Bradley wurde in einem Schlafzimmer auf der Three-Willows-Farm erschossen. Die Tatwaffe gehörte Naomi Chadwick Byden, die die Polizei benachrichtigt hatte. Zur Zeit des Mordes hatte sie sich mit Bradley allein im Haus befunden. Die Polizei hatte die Ermittlungen aufgenommen.

Die in Virginia erschienenen Zeitungen lieferten genauere Informationen. Naomi hatte nie bestritten, den tödlichen Schuss abgegeben zu haben, und ließ durch ihren Anwalt erklären, Bradley habe sie bedroht, und sie habe in Notwehr zur Waffe gegriffen.

Der Artikel ging noch auf die freundschaftliche Beziehung zwischen Naomi und Bradley ein, die seit Wochen häufig zusammen gesehen worden waren, und natürlich auf die Tatsache, dass Naomi zur selben Zeit einen erbitterten Rechtsstreit um das Sorgerecht für ihre dreijährige Tochter ausfocht.

Eine Woche nach dem Mord gab es neue Schlagzeilen.

NAOMI CHADWICK UNTER MORDVERDACHT FESTGENOMMEN

Neue Beweise lassen Zweifel an Notwehr aufkommen

Und diese Beweise waren erdrückend. Kelsey gefror das Blut in den Adern, als sie von einem Foto las, das ein von den Anwälten ihres Vaters beauftragter Detektiv aufgenommen hatte. Der Detektiv, der Beweise für Naomis angeblich lockeren Lebenswandel sammeln sollte, war dabei Zeuge des Verbrechens geworden. Davon hatte er ein Foto gemacht.

Der Detektiv hatte auch bei dem Prozess ausgesagt. Kelsey zwang sich zum Weiterlesen. Zeugen hatten unter Eid zu Protokoll gegeben, dass Naomi und Bradley in der Öffentlichkeit sehr vertraut miteinander umgegangen seien. Dass Naomi eine

ausgezeichnete Schützin sei; dass sie Partys, Champagner und die Aufmerksamkeit der Männer liebte; dass sie und Bradley am Abend des Mordes eine heftige Auseinandersetzung gehabt hätten wegen seines Flirts mit einer anderen Frau.

Dann wurde Charles Rooney, ein im Staat Virginia zugelassener Privatdetektiv, in den Zeugenstand gerufen. Er hatte dutzendweise Fotos von Naomi geschossen; auf der Rennbahn, auf der Farm, bei zahlreichen gesellschaftlichen Anlässen, und seine Berichte über die Beschattung waren minutiös dokumentiert.

Es entstand das Bild einer rücksichtslosen, leichtfertigen Frau, die nur ihr Vergnügen suchte und es kaum erwarten konnte, die Fesseln ihrer Ehe mit einem älteren Mann abzuschütteln. Sie hatte das Opfer in der Mordnacht zu sich eingeladen. Sie war allein im Haus und nur mit einem Negligé bekleidet gewesen.

Rooney konnte zwar nicht beschwören, was die beiden miteinander gesprochen hatten, doch die Fotos und seine Beobachtungen sprachen Bände. Demnach hatte das Paar sich zunächst umarmt, es war Brandy geflossen, und bald waren die beiden in Streit geraten. Naomi war nach oben gestürmt und Bradley ihr gefolgt

Pflichteifrig war Rooney auf den nächsten Baum geklettert, um sein Teleobjektiv auf das Schlafzimmerfenster zu richten. Dort wurde der Streit heftiger, Naomi schlug Bradley ins Gesicht, und als sich dieser zum Gehen wandte, zog sie eine Pistole aus ihrer Nachttischschublade. Die Kamera hatte das Entsetzen auf seinem und die Wut auf Naomis Gesicht genau eingefangen.

Kelsey starrte das Foto und die Schlagzeile, die SCHULDIG! schrie, lange an. Dann fotokopierte sie die Seiten, ordnete ihre Notizen, ging zum Telefon und wählte eine Nummer, ehe ihr Verstand Oberhand über ihre Gefühle gewinnen konnte.

»Three Willows.«

»Naomi Chadwick bitte.«

»Wer spricht denn dort?«

»Kelsey Byden.«

Am anderen Ende hörte sie kurz einen überraschten Laut.

»Miss Naomi ist bei den Ställen unten. Ich sage ihr Bescheid.«

Einige Sekunden später wurde ein anderer Hörer abgehoben, und Kelsey hörte Naomis kühle, beherrschte Stimme.

»Hallo, Kelsey, schön, dich zu hören.«

»Ich möchte noch einmal mit dir sprechen.«

»Sicher. Wann immer du willst.«

»Jetzt. Ich bin ein einer Stunde da, und es wäre mir lieber, diesmal mit dir allein zu sein.«

»Gut. Ich warte auf dich.«

Naomi legte auf und wischte die feuchten Hände an ihren Jeans ab. »Meine Tochter kommt, Moses.«

»Das dachte ich mir.« Moses Whitetree, Naomis Trainer, Vertrauter und langjähriger Liebhaber, las weiter in seinen Zuchtberichten. Er war halb Jude, halb Choctaw-Indianer und hatte diese Mischung nie als selbstverständlich hingenommen. Das Haar hing ihm in einem grau werdenden Zopf den Rücken hinunter, und auf seiner Brust glitzerte ein silberner Davidstern.

Es gab nichts, was er nicht über Pferde wusste. Und bis auf wenige Ausnahmen zog er sie den Menschen vor.

»Sie wird Fragen stellen.«

»Ja.«

»Was soll ich ihr antworten?«

Moses musste Naomi nicht erst anschauen, um ihre Stimmung beurteilen zu können. Er kannte sie in- und auswendig.

»Versuch's mal mit der Wahrheit.«

»Was hat mir die Wahrheit schon gebracht?«

»Sie ist dein Fleisch und Blut.«

Für Moses war alles so einfach, dachte Naomi ungeduldig. »Sie ist eine erwachsene Frau, und ich hoffe, sie hat ihre eigene Meinung. Sie wird mich nicht einfach akzeptieren, nur weil

wir blutsverwandt sind, Moses. Ich wäre auch sehr enttäuscht, wenn sie das täte.«

Moses legte seine Papiere beiseite und erhob sich. Er war ein kleiner Mann, nur ein paar Pfund zu schwer und ein paar Zentimeter zu groß, um als Jockey arbeiten zu können – einst sein heimlicher Traum. »Du willst, dass sie dich liebt, aber so wie du dir das vorstellst. Du hast schon immer zu viel verlangt, Naomi.«

Liebevoll streichelte sie seine Wange, die vom Wetter gerbt war. Sie konnte ihm nie ernsthaft böse sein; er war der Mann, der auf sie gewartet hatte, der keine Fragen stellte und der sie immer geliebt hatte.

»Das hast du mir schon oft vorgeworfen. Aber bis zu dem Zeitpunkt, als ich sie wiedersah, wusste ich nicht, wie sehr ich sie brauchte, Moses. Ich wusste nicht, dass sie mir so viel bedeuten würde.«

»Und nun wünschst du, dass es nicht so wäre.«

»O ja.«

Das konnte er gut verstehen. Fast sein ganzes Leben lang hatte er sich gewünscht, er würde Naomi nicht lieben. »In meinem Volk gibt es ein Sprichwort.«

»In welchem Volk?«

Er musste lächeln. Beide wussten sie, dass er die Hälfte der Sprichwörter, die er als Kommentare abgab, erfand und die andere Hälfte so auslegte, dass sie zu seinen Absichten passte. »Nur Narren verschwenden ihre Wünsche. Gib dich so, wie du bist, das wird genügen.«

»Moses.« Ein Pferdepfleger schaute ins Büro und tippte an seinen Hut, als er Naomi sah. »Miss. Mir gefällt es nicht, wie Serenity ihr rechtes Vorderbein schont. Leicht geschwollen ist es auch.«

»Heute Morgen ist sie gut gelaufen.« Moses zog die Brauen zusammen. Er war seit dem Morgengrauen auf den Beinen, um das Training zu beobachten. »Dann schauen wir doch mal.«

Moses' Büro befand sich neben den vorderen Ställen. Es war ein kleiner, vollgestopfter, unangenehm nach Pferdeurin stinkender Raum, den er aber dem luftigen Zimmer in dem weiß getünchten Gebäude bei der westlichen Weide, das sein Vorgänger benutzt hatte, vorzog.

Seine ständige Redensart lautete, der kräftige Geruch nach Pferden sei ihm angenehmer als jedes französische Parfüm, und er wolle an Ort und Stelle des Geschehens sein.

Die Ställe funkelten fast so wie die Halle eines Luxushotels, nur ging es hier lebhafter zu. Die betonierte Gasse zwischen den Stallreihen war makellos sauber geschrubbt, und an jeder Box waren Emailleschilder angeschraubt, die in goldenen Lettern den Namen des Pferdes trugen, das dort stand. Naomis Vater hatte dies eingeführt, und als Naomi die Leitung der Farm von ihrem Vater übernahm, hatte sie es beibehalten.

Es roch nach Pferden, Heu, Getreide und Leder – eine Mischung, die Naomi während der Jahre im Gefängnis schmerzlich vermisst hatte und deshalb heute um so mehr zu schätzen wusste.

Für sie war es der Geruch von Freiheit.

Als Moses vorbeiging, steckten einige Pferde die Köpfe aus ihren Ställen. Auch er verbreitete einen Geruch, den sie kannten. Und egal wie schnell er die betonierte Gasse zwischen den Ställen entlang ging, er hatte immer Zeit für eine kurze Liebkosung, ein gemurmertes Wort für die Tiere.

Die Stallburschen arbeiteten weiter wie gewohnt, nur dass Striegel und Heugabeln vielleicht etwas eifriger geschwungen wurden, wenn Moses in Sicht war.

»Ich wollte sie gerade auf die Koppel führen, als ich merkte, dass sie vorsichtig auftritt.« Der Pfleger blieb bei Serenitys Stallbox stehen. »Dann hab ich die Schwellung gesehen und dachte, du solltest selbst mal einen Blick darauf werfen.«

Moses gab ein unverständliches Grunzen von sich und strich mit der Hand über das schimmernde kastanienfarbene Fell. Er sah der jungen Stute in die Augen, schnupperte an

ihrem Maul und sprach beruhigend auf sie ein, während er ihr Bein abtastete.

Genau über der Fessel war das Bein geschwollen und fühlte sich heiß an. Als Moses vorsichtig auf die Stelle drückte, zuckte die Stute zurück und ließ ein warnendes Schnauben hören. »Sieht aus, als hätte sie sich böse gestoßen.«

»Reno hat sie heute morgen geritten.« Naomi erinnerte sich, dass der Jockey extra wegen des Trainings zur Farm gekommen war. »Sieh nach, ob er noch da ist.«

»Ja, Ma'am.« Der Pfleger eilte davon.

»Sie ist heute morgen gut gelaufen.« Naomi bückte sich neben Moses und untersuchte selbst das lahme Bein. Sanft bewegte sie es hin und her, um zu prüfen, ob die Schulter in Mitleidenschaft gezogen war. »Sieht nach einer Prellung aus«, murmelte sie. Das Bein hatte sich verfärbt, Zeichen eines Blutgerinnsels unter der Haut. Vermutlich ist der Knochen verletzt, dachte sie. Mit etwas Glück aber nicht gebrochen. »Sie sollte nächste Woche in Saratoga an den Start gehen.«

»Vielleicht schafft sie's noch.« Doch Moses zweifelte daran. Nicht mit diesem Bein. »Wir können die Schwellung lindern, sollten aber trotzdem den Arzt rufen. Eine Röntgenaufnahme kann nicht schaden.«

»Ich kümmere mich darum und werde mit Reno sprechen.« Naomi richtete sich auf und legte der Stute den Arm um den Hals. Die Pferde waren zwar Kapitalanlage, ein Geschäft, doch das tat ihrer Liebe zu ihnen keinen Abbruch. »Sie hat das Herz eines Siegers, Moses. Ich will nicht hören, dass sie nie wieder Rennen laufen kann.«

Eine knappe Stunde später beobachtete Naomi grimmig, wie die verletzte Stute behandelt wurde. Die Wunde war bereits mit Wasser gekühlt worden, und nun massierte Moses selbst das Bein mit einer Mixtur aus Essig und kaltem Wasser. Der Tierarzt stand im Stall und zog eine Spritze auf.

»Wann kann sie das Training wieder aufnehmen, Matt?«

»In einem Monat; sechs Wochen Pause wären noch besser.« Matt Gunner blickte zu Naomi. Er hatte ein angenehmes, längliches Gesicht und freundliche Augen. »Der Knochen und das Gewebe sind verletzt, Naomi, aber zum Glück ist nichts gebrochen. Haltet sie im Stall, massiert sie, macht leichte Bewegungsübungen mit ihr, dann kommt sie wieder in Ordnung.«

»Wir sind scharf geritten«, warf Reno ein, der vor der Box stand und zusah. Er hatte seine Arbeitskleidung gegen einen seiner gut geschnittenen Anzüge, die er mit Vorliebe trug, vertauscht. Die Rennbahn war sein Lebensinhalt, und für ihn wie auch für seine Kollegen gab es nichts Wichtigeres als die empfindlichen Beine eines Vollbluts. »Ich habe keinen Tempowechsel bemerkt.«

»Ich auch nicht«, bestätigte Naomi. »Reno sagt, sie ist nicht gestolpert. Ich habe das Rennen heute morgen gesehen, und mir wäre so etwas aufgefallen. Diese Stute hat ein ausgeglichenes Temperament, die gehört nicht zu den Pferden, die im Stall ausschlagen.«

»Jedenfalls hat sie einen ziemlich heftigen Schlag oder Stoß abgekriegt«, meinte Matt. »Und wenn dein Pfleger nicht so aufmerksam gewesen wäre, dann hätte es viel schlimmer enden können. So, das hier wird die Schmerzen lindern. Na komm, mein Mädchen, ganz ruhig.« Er drückte Serenity direkt über der Wunde die Nadel ins Fleisch. Die Stute rollte die Augen und schnaubte, hielt aber still. »Sie ist gesund und kräftig«, sagte Matt. »Sie wird wieder an Rennen teilnehmen können. Moses, ich kann dir nichts zur Weiterbehandlung sagen, was du nicht schon wusstest. Ruf mich an, wenn sie Fieber bekommt. Sonst ...« Er brach ab und starrte über Naomis Schulter.

»Entschuldigung.« Kelsey war gekommen, ihre Handtasche und einen Schnellhefter fest in der Hand. »Ich wollte nicht stören. Im Haus hat man mir gesagt, dass ich dich hier finden würde.«

»Oh.« Zerstreut fuhr sich Naomi mit der Hand durchs Haar. »Ich habe die Zeit vollkommen vergessen. Wir haben hier ein kleines Problem. Matt, das ist meine Tochter Kelsey. Kelsey Byden, Matt Gunner, unser Tierarzt.«

Matt streckte die Hand aus, merkte, dass er noch immer die Spritze festhielt, und zog sie errötend zurück. »Tut mir leid. Hallo.«

Trotz ihrer Nervosität musste Kelsey lächeln. »Nett, Sie kennenzulernen.«

»Und das ist Moses Whitetree«, fuhr Naomi fort, »unser Trainer.«

Moses massierte weiterhin das Bein der Stute und nickte nur knapp.

»Reno Sanchez, einer der besten Jockeys im Umkreis.«

»Der Beste«, meinte Reno augenzwinkernd. »Sehr erfreut.«

»Gleichfalls«, erwiderte Kelsey automatisch. »Ihr habt zu tun. Ich kann warten.«

»Nein, ich kann hier nichts mehr tun. Danke, dass du so schnell gekommen bist, Matt. Tut mir leid, dass ich dir den Feierabend verdorben habe, Reno.«

»Kein Problem. Bis zum nächsten Start hab ich noch viel Zeit.« Mit unverhohlener Bewunderung blickte er wieder zu Kelsey. »Sie müssen mal zur Rennbahn kommen und mir beim Reiten zusehen.«

»Das würde ich gern tun.«

»Moses, ich komme später noch mal wieder und sehe nach ihr. Lass uns ins Haus gehen, Kelsey.« Sorgsam jegliche Berührung vermeidend, wies Naomi ihr den Weg zum Hinterausgang.

»Ist das Pferd krank?«

»Verletzt, leider. Wir müssen sie von den Rennen der nächsten Wochen abmelden.«

»So ein Jammer.«

Kelsey blickte zu einer Koppel hinüber, wo ein Jährling an der Longe die Gangarten durchexerzierte. Ein anderes Tier,

diesmal mit Reiter, wurde von einem Betreuer gerade zum Übungsplatz geführt. Ein Pferdepfleger wusch einen schimmernden Braunen, während andere ihre Pferde einfach nur im Kreis herumführten.

»Ganz schöner Betrieb hier«, murmelte Kelsey, die sich bewusst war, dass viele Augen auf sie gerichtet waren.

»Ja, die Hauptarbeit ist morgens, aber am Nachmittag, wenn die Rennbahn schließt, wird's hier wieder lebhaft.«

»Habt ihr heute ein Rennen?«

»Irgendein Rennen findet immer statt«, erwiderte Naomi abwesend. »Aber im Augenblick haben wir einige trüchtige Stuten, sodass auch noch Arbeit in der Nacht anfällt.« Sie lächelte leise. »Fohlen kommen offenbar am liebsten mitten in der Nacht.«

»Mir war gar nicht klar, dass du so ein Riesengestüt hast.«

»Innerhalb der letzten zehn Jahre sind wir zu einem der führenden Vollblutgestüte hier im Staat aufgestiegen. Eines unserer Pferde ist sogar bei den letzten drei Derbys gestartet. Hat in St. Leger und Belmont gewonnen. Seit zwei Jahren halten wir den Breeder's Cup, und bei den letzten Olympischen Spielen holte eine unserer Stuten Gold.« Lachend brach Naomi ab. »Wenn ich erst anfangen ... Ich bin schlimmer als eine Großmutter mit einer Brieftasche voller Schnappschüsse.«

»Ist schon in Ordnung, es interessiert mich wirklich.« Mehr, dachte Kelsey, als sie gehaut hatte. »Als Kind hatte ich Reitstunden. Ich glaube, die meisten Mädchen machen diese pferdenärrische Phase durch. Dad war entschieden dagegen, aber ...« Sie schwieg einen Augenblick, da ihr plötzlich klar wurde, warum ihr Vater über diese schon fast traditionelle Mädchenschwärmerei so unglücklich gewesen war.

»Natürlich«, lächelte Naomi dünn. »Das ist nur zu verständlich. Aber du hattest trotzdem Reitstunden?«

»Ja, ich habe sie ihm abgetrotzt.« Kelsey blieb stehen und sah ihrer Mutter direkt in die Augen. Ihr fielen nun die ersten

